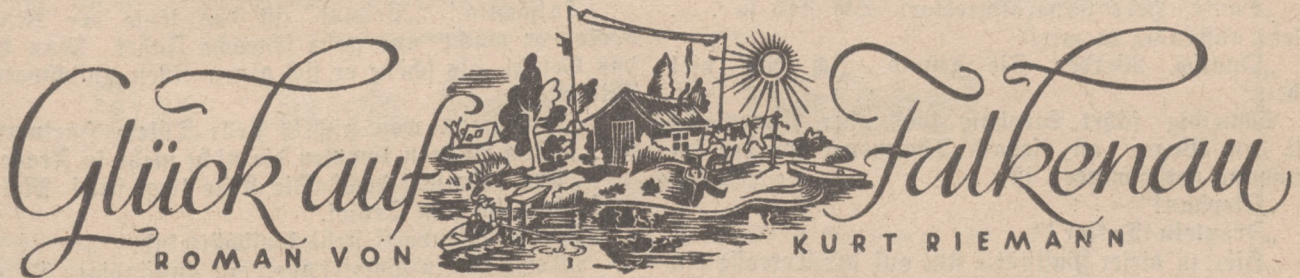


In freier Stunde



(23. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

„O je!“ lacht Thormeyer spöttisch. „Das kenne ich ja noch gar nicht an Ihnen, daß Sie sich vor Gespenstern fürchten! Allerdings...“ er wird ernster, „... seit Ihrem Urlaub und Ihrer Erkrankung ist es vielleicht doch möglich. Bitte nehmen Sie mir's nicht übel! Sie waren vorher nicht gerade ein übermütiges Gänschen, aber Sie waren gesund und frisch. Seit dieser Zeit aber sind Sie wie umgewandelt. Sogar in den acht Tagen, die Sie wieder im Dienst sind, Ohlsen, es tut mir leid, aber ich kann das nicht verschweigen. Ja, ja, Sie sind zerstreut, liebes Kind, und in manchen Dingen haben Sie Ihre ruhige Sicherheit verloren, die mir und allen anderen immer das Wertvollste an Ihrer Arbeitskraft war. Maschinenschreiben und Diktate aufnehmen... du lieber Gott! Fünfzig täglich springen dafür ein. Aber ich war auf Doktor Ohlsen stolz. Wenn die da war, fuhr ich beruhigt wohin ich mußte. Das ist ein wenig anders geworden... ein Zeichen, daß Sie irgendwie seelisch nicht ganz auf dem Posten sind. Irgend etwas stimmt nicht. Nein, nein, widersprechen Sie nicht, mir können Sie nichts vormachen. Und so wie ich mal Zeit habe, werde ich der Sache auch nachgehen. Ich schätze Sie sehr, Ohlsen. Das sollen Sie immer wissen. Aber ich brauche eine ganze Arbeitskraft. Was ist's denn, was Sie so verändert? Sorgen? Geld? Krankheit?“

Sie wehrt müde lächelnd ab.

„Nein, Herr Generaldirektor, es ist nichts. Und bitte... wenn ich irgendeine Nachlässigkeit im Dienst... Sie können von Ihrer Sekretärin mit Recht die volle Kraft verlangen.“

„Unsinn!“ entgegnet er ärgerlich. „So hab' ich's nicht gemeint. Es ist ganz einfach Sorge um Sie! Schließlich ist man doch kein Stück Holz und hat Augen und Ohren, wenn man auch Generaldirektor ist. So viel menschliches Empfinden hab' ich noch immer für meine Helferin. Eine Flaute kommt in jedem Leben mal auf. Man muß nur versuchen, herauszukommen in frischen Wind.“

Der Startschuß für die Mittelklasse macht dem Gespräch ein Ende. Aufatmend folgt Annemarie ihrem Chef auf die Veranda des Klubhauses. Er ist sehr höflich, befragt ihr ein Getränk und stellt ihr sein Fernglas zur Verfügung. Oh, sie empfindet diese kleinen Aufmerksamkeiten so dankbar, es ist so wohlthuend, dies

kleine bißchen verwöhnt werden, und wenn es nur die freundliche Achtung des Chefs vor seiner Angestellten ist.

Jetzt sind sie keinen Augenblick allein am Tisch. Bekannte, Geschäftsfreunde, Direktoren der Amag, Klubkameraden — das ist ein ewiges Kommen und Gehen. Jeder möchte den Herrn Generaldirektor, den mächtigen Herrn der Fabrikstadt im Osten, in irgendeiner Sache für sich in Anspruch nehmen, jeder bemüht sich, eine harmlose Plauderei zu beginnen, Fühler auszustrecken, Fäden zu spannen.

Annemarie sucht die weite Fläche des Sees mit dem Fernglas ab, den Strand, die Terrassen. Viele flüchtig Bekannte entdeckt sie. Aber keinen Freund.

Wenn wenigstens noch Monika hier wäre.

Sie muß sich zusammennehmen. Wenn sie diesen Namen nur denkt, ist es mit ihrer Fassung bald zu Ende. Monika... das ist der Klang der verlorenen Tage. Das ist bitter-süße Erinnerung, das ist Absturz, Verzweiflung, Scham. Sie war nicht auf der Hochzeit der Freundin. Nur einen Riesenstrauß weißer Nelken hatte sie geschickt. Monika wußte, wer ihre Lieblingsblumen kannte.

Mechanisch streift ihr Blick auch die benachbarten Häuser. Dort liegt die große Gaststätte. Wie sich die Menschen dort drängen, einen Blick auf den Kampfplatz zu werfen. Und da... sie glaubt nicht recht gesehen zu haben! Das Gesicht kennt sie doch... Aufgeregt schraubt sie am Okular herum. Natürlich: Es gibt keinen Zweifel! Das ist Vater Heinrich. Er scheint jemand zuzuwinken, der von hinten herkommt... totenblaß läßt sie das Glas sinken: Heinz Ohlendorf. Sie weiß, daß sie sich nicht getäuscht hat. Der rasende Schlag ihres Herzens, der lähmende Schreck in den Knien beweisen ihr, daß sie richtig gesehen hat.

„Ja, aber was ist denn mit Ihnen los, Ohlsen? Sie sehen ja aus wie der Kalk an der Wand. Was haben Sie denn?“

Thormeyer ist aufgeregt.

„Ohlsen, Sie werden mir doch keine Geschichten machen?! Ober, einen Kognak, aber dalli! Kindchen, Kindchen, was sind das für Sachen! — So, nun trinken Sie mal! Sooo! Na, besser?...“

„Darf... ich... nach Hause gehen?“

„Ja, aber selbstverständlich! Stephan, Stephan!“

„Ach so, der wartet ja draußen! Kommen Sie! Ich führe Sie hinaus!“

Behutjam legt er ihren Arm in den seinen und geleitet sie die wenigen Stufen hinab, am Haus vorbei auf den Parkplatz.

„Sie kommen mir morgen nicht ins Büro. Verstanden? Eine kranke Sekretärin kann ich nicht gebrauchen. Stephan, ich lege Ihnen das Fräulein Doktor ans Herz! — Grinsen Sie doch nicht, Mensch! Sie sorgen mir dafür, daß sie wohlbehalten nach Hause gelangt. Und ein Arzt soll kommen, verstanden?“

„Jawohl, Herr Generaldirektor!“

„Also denn . . . gute Besserung, Ohlsen!“

„Danke, Herr Generaldirektor! Sie sind so . . . so sehr anständig zu mir!“

„Quatsch. Werden Sie gesund. Ich hab' viel Arbeit.“

Schneidig fährt Stephan los, aber Annemarie hält den Wagen an, sobald Thormeyer wieder im Klubhaus verschwunden ist.

„Stephan!“

„Fräulein Doktor?“

„Hier in dieser Gaststätte sitzt auf der Terrasse ein älterer Herr, etwa fünfzig Jahre alt, rotes, breites Gesicht, ohne Bart. Er hat einen großen, weißen Strohhut auf. Ganz vorn in den ersten beiden Reihen an der Brüstung hin sitzt er. Sie können sich kaum täuschen. Wollen Sie mir einen Gefallen tun?“

„Dem alten Herrn Nachricht bringen?“

„Ja. Sagen Sie ihm, daß ihn draußen jemand sehr eilig erwartet. Aber nennen Sie bitte meinen Namen nicht.“

„Gemacht, Fräulein Doktor!“

In zwei Minuten tritt Vater Heinrich vor die Tür. Er blinzelt erstaunt in die Sonne, reißt dann in ehrlichem Erstaunen die Augen auf und sagt nur: „Da ist sie ja, die kleine Schneiderin!“

„Kann ich Sie irgendwo einmal eine halbe Stunde allein und ungestört sprechen?“ fragt Annemarie hastig. „Bitte schlagen Sie es mir nicht ab! Sie sehen, ich vertraue Ihnen! Glauben Sie mir, es hängt viel für mich davon ab, daß wenigstens Sie als der Älteste und Erfahrenste alles richtig verstehen . . . und mir vielleicht verzeihen.“

Nachdenklich und ernst sieht ihr Vater Heinrich ins Gesicht. Und er sieht tiefer, sieht ihr ins Herz hinein. Er fühlt: Hier ist ein Mensch in Not. Und eine Welle warmen Mitleids mit dem blassen Mädchen erfasst ihn. Auch eine Ahnung glimmt auf, daß das Schicksal hier für ihn einen wichtigen Dienst bereithalten könnte.

„Wann soll ich Sie treffen und wo?“

„Können Sie zu mir kommen? Ich glaube, daß ich in den nächsten Tagen etwas Ruhe nötig habe.“

„Glaube ich auch. Gut. Ich komme.“

„Hier ist meine Anschrift. Ich bin morgen den ganzen Tag zu Hause, auch wenn Sie um Mitternacht kommen. Nur eine Bitte habe ich: Es darf niemand davon erfahren. Auch keiner Ihrer Freunde.“

„Ist das so wesentlich?“

„Ja. Ich brauche Ihr festes Versprechen, Ihr Ehrenwort, daß Sie niemand von dieser Unterredung hier und von der morgen erzählen. Wollen Sie mir das geben?“

„Gut. Wenn's auch schwer fällt bei meiner Schwachhaftigkeit.“

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Vater Heinrich.“

Ihre Augen leuchteten zum ersten Male ein wenig auf, als sie ihm die Hand reicht. Ihr ist zumute, als hätte sie ihr Schicksal jetzt in Freundeshände gelegt und vieles wäre besser geworden.

„Auf morgen dann!“

Vater Heinrich sieht ihr lange nach. Sie hat's nicht leicht gehabt. Das weiß er, das sieht er ihr an. Ganz leise und heimlich steigt in ihm sogar der Verdacht auf, daß der Doktor und sie alle mit ihm hier eine kapitale Dummheit gemacht haben könnten. Als er an den See zurückkommt, schlägt ihm das aufgeregte Schreien der Menge entgegen.

„Primus! Primus! Primus!“ brüllt es in allen Tonarten. Hände fahren durch die Luft, Ferngläser werden von den Augen gerissen und wandern von Hand zu Hand.

„Er hängt schon jetzt! Noch keine Runde!“

Tatsächlich! „Primus“ ist das letzte der Rennboote, er macht nur ganz schwache Fahrt. Man hat das Gefühl, als schöbe er sich gegen einen unsichtbaren Widerstand.

„Da stimmt was nicht!“ stellt Thiele Hartmann fest. „Für's Rennen kommen die nicht mehr in Frage!“

„Aus! Da seht doch! Die Riste liegt still! Motor wahrscheinlich zum Teufel.“

Heinz Ohlendorff steht kopfschüttelnd.

„Korff ist ein Schuft, aber ein anständiger Durchschnittskonstrukteur, kein Stümper. Hier steckt eine Schweinerei dahinter.“

„Soll uns nicht kümmern, Doktor. Er hat verloren, wir haben gewonnen: Zeit nämlich. Kommt, Jungs! Die Geschichte ist doch zu Ende. Auf nach Werder in unseren Wigwam!“

Sie brechen auf, stoßen sich durch die erregte Menge, die den gänzlich unerwarteten Ausfall des „Primus“ mit mehr oder weniger sachmännischen Randbemerkungen versteht.

Was jetzt noch kommt, interessiert die Freunde nicht mehr. Sie wissen, daß die Entscheidung verschoben ist. Eines ist dem Doktor allerdings sofort klar: Dieser Ausfall sollte kommen, weil der Motor nicht fertig war. Man könnte fast vermuten . . . aber, aber . . . was geht ihn das jetzt an. Er ist nicht mehr in den Amag-Werken, auf ihn wartet seine eigene Arbeit.

*

Das beschämende Versagen des „Primus“ am Sonntag verursacht einen Sturm am Montag, der vom Direktionsbüro bis zu den Hilfsarbeitern in Halle 7 und 8 bläst. Die Elektroabteilung kann sich ein hämisches Lächeln nicht verkneifen, und von den Pförtnerhäusern bis in die Abteilungsleitungen zischelt es: „Haben Sie schon gehört? Der große Reinfall? Der Motorenbau hat alles versaut!“ Und jeder der Abteilungsdirektoren hat ein paar mitleidige Worte für Korff und das Gefühl: In deiner Haut möchte ich nicht stecken!

Korff aber geht durch das Wetter scheinbar unberührt. Er hat eine lange Auseinandersetzung mit Thormeyer gehabt, in der er überzeugend nachweisen konnte, daß ein unbekannter Täter das Öl abgelassen haben mußte. Welcher Gedanke lag näher, als die Vermutung, daß die Konkurrenz die Hand im Spiel hatte!

Polizeiliche Nachforschungen? Gott, was sollten die noch zutage fördern? Vielleicht einen armen Teufel, der zehn Mark für die Sache gekriegt hatte. Außerdem denkt die Amag nicht daran, auch nur die Möglichkeit zur Einsichtnahme in ihre Fabrikationsgeheimnisse zu geben.

Also bleibt Thormeyer nichts anderes übrig, als Korff laufen zu lassen. Er legt ihm noch einmal eindringlich den Tag der großen Nürburg-Rennen ans Herz, an dem es nun aber endgültig heißt: Zeig, was du kannst! Er nimmt sich und seine unbändige Wut solange in Zaum, als dieser Korff bei ihm im Zimmer

ist, denn er braucht den Mann und weiß genau, daß es sinnlos wäre, ihn jetzt kopfscheu zu machen. Korff weiß das übrigens auch, und es fällt ihm gar nicht ein, den Zerfnirschen zu spielen. — „Widerlicher Kerl!“

Thormeyer atmet auf, als er endlich allein ist.

Aber dann geht's drunter und drüber, und wer nicht gerufen wird, macht einen großen Bogen um die Zimmer des Gewaltigen. Daß Ohlsen auch noch fehlt, wahrscheinlich sogar krank ist, macht ihn auch nicht umgänglicher.

Das Büro ist ihm unerträglich heute, er fährt am frühen Nachmittag einfach los. Nach Hamburg zu seiner Schwester. Wenn's ihn so packt, das weiß er,

dann ist er für alle Arbeit unbrauchbar, versaut und verpakt alles, darum hat er schon wiederholt diesen Ausweg gefunden. Am nächsten Tag ist alles wieder in Ordnung.

Stephan muß langsam fahren, es ist herrliches Wetter. Diese Strecke von Berlin nach Hamburg kennt er wie seine Brieftasche, er begrüßt jeden Gasthof wie einen alten Bekannten und jede Kurve wie einen guten Freund. Als es dunkelt, läßt er plötzlich umdrehen, trotzdem sie keine halbe Stunde mehr bis zur Stadtgrenze Hamburgs haben. Stephan ist an vieles gewöhnt und wundert sich nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fisch steht bei Uhdorf

Eine Geschichte vom Bodensee von Erich Kunter

Im Sonntagsanzug und mit hochmütiger Miene, die indes seine innere Unsicherheit verbergen mußte, ging Martin Schilpp die Straße entlang zum Dorf hinaus. Männer, Weiber und Kinder gafften ihm nach. Nein, das war noch niemals vorgekommen, daß ein Fischerjahn den Werktag zum Feiertag machte. Es war eine Herausforderung, eine trotziges Tat.

Die Leute, schon lange mit dem Klatsch über Martin und das fremde Fräulein beschäftigt, griffen den Gesprächsstoff emsig von neuem auf. „Es ist ein Vergernis“, sagten sie. „Nun wird's aus sein zwischen Martin und Anna.“

Die Anna stand derweil oben im Dachgiebel und sah traurig zu der kleinen Dachlule hinaus. Langsam und in einem Schritt, dessen Gleichmäßigkeit Gleichmut ausdrücken sollte, ging Martin auf der Landstraße nach Meersburg dahin. Anna wandte ihre Blicke ab und stieg hinunter. Scheu wollte sie an der offenen Tür der Wohnstube vorbeihuschen, aber die Mutter zog sie ingrimmig und unsanft am Arm herein. „Da schau, dort geht er hin!“ zeterete sie. „Das hast du nun von deiner Liebe. Der Bursche! Erst verdreht er dir den Kopf, bringt uns alle durcheinander, und nun? — He?! Jetzt kann er auf einmal ohne dich leben und scheint's viel besser noch mit der andern, der Stadtfeze.“

„Mutter!“ hat Anna gequält.

Und der Vater beschwichtigte: „Reg dich nicht auf, Weib! Ist schon gleich. Triffst ja das Mädel am ärgsten. Wärst uns gefolgt, Anna, und hättest den Franz genommen. Wär' dir viel Kummer erspart geblieben. Aber laß gut sein, er wartet heut noch auf dich.“

Der Fischer schiedte sich an, wieder an die Arbeit zu gehen, und forderte die Tochter auf, ihm beim Aushängen der Netze behilflich zu sein. Das junge Mädchen folgte ihm willig. Der Vormittag verging mit harter Arbeit. Ihr Sinn war von dem eifrigen Werken ganz beansprucht. Nur selten flog ein schneller Blick, ein flüchtig Erinnern in die Ferne zu dem Treulosen.

Der sah um diese Zeit bei dem fremden Fräulein im Segelboot und ließ sich und seine Liebesträume auf der weiten, lehnstüchtig weiten Fläche des Wassers schaukeln. Versunken war seine dörfliche Welt, vergessen die Liebe zu Anna, mit der er ein Beld in der Heimat hatte haben wollen. Alles hatte sich verändert, ach, so unbegreiflich verändert. Er selber war ein ganz anderer geworden. Und diese Wandlung hatte jene rotblonde Heze dort, das schöne, fremde Fräulein aus der Stadt vollbracht.

Er durchlebte alle Freuden und Leiden seiner Liebess Leidenschaft noch einmal. Das Schicksal selbst hatte ihn mit Doris zusammengeführt. In einem der plötzlich hereinbrechenden gefährlichen Sturmweitter auf dem Bodensee war das Segelboot des Fräuleins gekentert. Er konnte mit seinem Motorboot zu Hilfe eilen, Doris und ihren Begleiter aus Seenot retten. Sie behauptete nun, ihm ihr Leben zu verdanken. Verpflichtete und verband sie das ihm für immer? — „Was soll das werden?“ jenseite er wieder, wie so oft.

Agende Zweifel kamen. „Spielst du nicht mit mir?“ fragte er sie einmal. „Ich bin ein ungeschliffener Bursche aus dem Fischerdorf und du ein schönes Fräulein aus der Stadt. So viele vornehme Herren umwerben dich. Wie kommst du dazu, gerade mich.“

Sie küßte ihn und lachte klingend: „Gerade dich, du dummes, lieber Junge! Weil du so unverdorben, so urwüchsig und so stark bist. Ganz anders als die geschmtegelten Herrchen in

der Stadt. Sieh mir in die Augen! Ich habe dich aufrichtig lieb. Genügt dir das nicht?“

Dann vergaß er seine Pein und barg sich beseligt an ihrer Brust. Aber je länger, je mehr ließen ihm Zweifel und Argwohn keine Ruhe. Er quälte sich und Doris damit. Da wurde sie ernstlich verstimmt. „Bist du nicht zufrieden, daß ich dir meine Liebe schenke? Willst eine Rückversicherung haben? Du bist frei, Martin. . . . Wirst du mich verlassen?“

Martin fühlte einen leisen Schmerz in der Brust. Für Sekunden kam ihm zum Bewußtsein, in welche ihm sonst fremde Welt er hineingezogen worden war und daß diese Frau ihm im Grunde seines Herzens doch immer fremd sein würde. Aber hatte er die Kraft, von ihr zu gehen?

Ein tiefes Verzagtsein erfaßte ihn. In dem schwankenden Schiffchen lag er hingestreckt neben Doris und hing seinen Gedanken nach. Sie entriß ihm seinen quälenden Grübeleien, plauderte und scherzte. Immer mehr Freude empfand sie an dem Spiel. „Du, Liebster, höre, komme morgen wieder!“ flüsterte sie an seinem Ohr. „Den ganzen Tag! Wir segeln zur Insel Mainau und werden glücklich sein.“

Er wehrte bestürzt ab: „Das ist unmöglich, Doris. Dann brauche ich gar nimmer nach Hause zu gehen. Es ist jetzt schon Gewitterstimmung im Dorf.“

In den Augen des jungen Mädchens blitzte ein böser Schein. Doris schwieg und steuerte das Boot in den Hasen. Dann reichte sie dem Burschen zum Abschied die Hand. „Ich oder das Dorf, Martin!“ sagte sie hart. „Morgen früh an dieser Stelle! Kommst du nicht, sehen wir uns nie wieder. Denn dann reise ich heim.“

In großer Verwirrung kam Martin ins Dorf zurück. Die lange Frage wich nicht mehr von seiner Seele: Doris oder das Dorf? Ja, morgen früh stand er vor der Entscheidung: da-bleiben oder zu ihr gehen, von hier weg für immer. Aber was gab es da zu entscheiden? Konnte er einen anderen Weg gehen als zu Doris, wenn sie ihn rief? Ach, sich zu entscheiden, war hart; aber nicht minder hart war es, zu scheiden!

Wie ein Sünden schlich er durch die Straße; Der stolze Mut vom Vormittag war von ihm gewichen. Bald jedoch fiel ihm auf, daß man ihn kaum beachtete. Die Leute waren merkwürdig erregt und liefen geschäftig umher.

Vater Schilpp begrüßte seinen Sohn kurz. Er stellte ihn nicht zur Rede. Dem Jungen wäre eine heftige Auseinandersetzung lieber gewesen; dabei hätte er vielleicht einen willkommenen Grund gefunden, sofort seine Sachen zu packen und abzuziehen.

„Was — was gibst's denn im Ort?“ fragte Martin, sich verlegen räuspernd.

„Weißt du's noch nicht?“ entgegnete der Alte. „Alfons Möhrle hat einen riesigen Fang gemacht. Der Fisch steht bei Uhdorf.“

Martin starrte den Vater an. Diese Nachricht in diesem Augenblick — er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Für den Fischer ist die Nachricht, daß da und da der Fisch stehe, erregend und aufrüttelnd. Den Goldsucher, die das Gerücht vom Auffinden einer neuen Goldader erreicht, mag es ähnlich zumute sein. „Der Fisch steht“ heißt soviel wie: Große Mengen von Fischen haben sich an einer bestimmten Stelle sammelt gezogen und ein großer Fang ist zu erwarten.

Der Fisch steht bei Uhdorf! — Dieser seltene Glücksfall war seit langem nicht zu verzeichnen gewesen. Geschäftig trafen die Fischer die Vorbereitungen zur großen Ausfahrt am nächsten Morgen. Jung und alt war bis spät nachts an den Booten

und Neken tätig. Dann ein paar Stunden Schlaf, und um vier Uhr in der Früh herrschte bereits wieder reges Treiben.

Martin jedoch stand vor allen anderen auf. In der ruhelosen Nacht hatte er Pläne gemacht und wieder verworfen, hatte geschwankt, sich bald zu diesem, bald zu jenem entschieden und war doch zu keinem Entschluß gekommen. Mechanisch holte er seine Arbeitskleider hervor, warf sie dann in eine Ecke und zog den guten Anzug an. Verkört ging er im Zimmer umher, fing an, sich wieder zu entkleiden, trante erneut den Arbeitsanzug vor. Ein paar mal ging's so: jetzt dies, dann das.

Im Morgengrauen stand er auf der Straße, sonntäglich gekleidet, mit dem Reisekoffer in der Hand. Wie ein Dieb bei der Nacht machte er sich davon. Es war ein schwerer Gang; an seinen Füßen schienen Bleigewichte zu hängen. In seinem Innern tobten Aufruhr und Widersprüche.

„Der Fisch steht dort im See!“ Welcher Fischer war da nicht zur Stelle? Eine traurige Kreatur von einem Fischer mußte sein, wer diesen Appell an sein Blut überhörte! Ein fahnenflüchtiger Soldat war er.

Martin Schilpp drehte sich plötzlich wild um und rannte zurück. Der Vater stand vor dem Haus und sagte ruhig, als wäre nichts vorgefallen: „Schnell, schnell! Gleich sticht die Flottille in See!“ Es klang etwas in seinen Worten, als hätte er sagen wollen: Ach wüßte ich, daß du nicht abtrünnig werden kannst!

Martin saßte in einer unbewußten Regung nach der Hand des Vaters und drückte sie. Ja, jetzt hatte er die Versuchung endgültig überstanden. Jetzt war er gerettet und frei und gehörte wieder sich selbst und den Seinen.

Die Boote fuhren hinaus und verteilten sich auf dem See. Einen einzigen langen Blick warf Martin an diesem Morgen noch nach Osten. Dort hinten am Horizont entschwand ein weißes Segel wie eine schaumzarte Wolke.

Flugstrecke Oklahoma

Von Franz Friedrichs

Als Foster die Binde von den Augen nahm, stand er auf der Landstraße, er sah von dem Auto, das ihn in langer Fahrt hierher gebracht hatte, nichts mehr. Graue und gelbe Prärien dehnten sich in der Mittagssonne. Einzelne niedere Hügel liefen im blauen Dunst der Ferne über die Steppe. Kein Mensch, kein Wagen, nichts. Foster steckte die dreimal verknotet gewesene Augenbinde in die Tasche und fing an zu marschieren; ganz gleich, in welche Richtung. Die Sonne brannte durch den wolkenlosen Tag. Ein feiner Staub zog von der Erde aufwärts und wanderte weit draußen durch die Ebene. Rinderherden, dachte sich Foster, Gleichmäßig schritt er weiter. Nach einigen Stunden, — vielleicht war es nur eine, die Brigantien hatten ihm vor der Entlassung auch die Uhr abgenommen — sah er schräg über der Steppe ein kleines Dorf herauskommen. Als er zu den ersten Bretterhäusern kam, frante er einen Mann, wo er sei und ob es hier so etwas wie Polizei gäbe. Der Mann sah ihn schief an, gab erst eine unverständliche Antwort, und meinte dann: „Polizei brauchen wir keine, hier gibt es nur anständige Leute! Wenn Sie es aber dringend haben, können Sie im Hotel telephonieren!“ Im Hotel, hatte der Alte gesagt. Dieses Hotel bestand aus vier Bretterwänden und einer Wildwestdiele mit einem elektrischen Klavier. Foster fragte nicht viel, er ging zum Telephon und rief die nächste Polizeistation an. Darauf meldete sich Jig Spring.

„Hier Bret Foster. Ich wurde entführt . . .“

„Einen Augenblick,“ hörte er. Dann knackte es einige Male und eine andere Stimme erwachte. „Kidnapping Departement, was gibt es?“

Foster wiederholte seine Aussage.

„Können Sie uns Wahrnehmungen mitteilen? Besonderheiten?“

„Keine. Die Sache ging zu rasch. Ich kam mit dem Express nach Antonio in Cleburne an; wurde von zwei Männern abgeholt, in ein Auto gebracht, dann verband man mir die Augen, und es ging weit irgendwohin. In einem Zimmer wurde mir die Binde von den Augen genommen. Ein Mann war da, sah nicht aus wie ein Farmer. War sehr freundlich, bat um den Scheck. Ich stellte ihn aus, er betrug mein augenblickliches Barvermögen. Nach vier Tagen war er zu Geld gemacht. Ich wurde freigelassen.“

„Personenbeschreibung?“

„Es war zu dämmerig, sah nichts!“

„Das Haus?“

„Ein gewöhnliches Zimmer mit einem Tisch, einem Stuhl, einem Bett, Waschseifen und einigen Büchern. Das ist alles.“

„Sie befinden sich in Texas — es gibt dort viele heiße Quellen. Wie war das Wasser?“

„Es war stark mineralhaltig. Ich trank oft; man brachte es mir in einem Aluminiumbecher ohne Henkel. Es wurde wohl bei einem Brunnen geholt; so oft ich trinken wollte, hörte ich den Brunnen während des Pumpens quietschen . . .“

„Das genügt fast. Ziel Ihnen sonst etwas auf?“

„Am zweiten Tag nahm man mir die Uhr ab. Ein Flieger kam regelmäßig um 9.45 vormittags . . .“

„9.45“ wiederholte die Stimme.

„Am dritten Tag blieb er aus. Das war ein Mittwoch.“

„O kon!“ kam die Stimme zurück. „Bleiben Sie in Ihrem Hotel. Morgen wird Sie unser Feldleutnant Jones besuchen!“

„Mein Geld . . .“ wollte Foster zu reden beginnen, aber die andere Stimme schnitt die Rede ab. „Wir hoffen!“ hörte er noch, dann blieb es still. —

Bis morgen, dachte sich Foster. Dann trat er zurück in die Diele, setzte sich auch in einen Schaufelstuhl und nahm ein altes Wildwestheft zur Hand; er schwieg, ebenso wie der Hotelmann schwieg, der von Zeit zu Zeit seinem Stuhl einen derben Schwung gab. —

Indessen arbeitete die Polizei in der nächsten Staffellezentrale.

„Glaube, eine leichte Sache,“ sagte Jones, als er in das Flugzeug stieg. In der nächsten Viertelstunde surrte der Flieger ab, und am nächsten Morgen wanderte ein Arbeitsloser in der Nähe des Farmerdorfes Paradies den Häusern zu.

Dem Unternehmen der Polizei war eine einzige Anfrage im Luftverkehrsamt vorausgegangen. 64 Linien stehen im regelmäßigen Verkehr. Auf der Karte von Amerika stehen sie genau eingezeichnet. Eine von ihnen nimmt die Route über Fort Worth, über Oklahoma City. Auf dieser Route kommt der Flieger um 9.45 über ein Farmerdorf. Und dieses Dorf heißt Paradies. Am Mittwoch gab es Sturm, das Flugzeug startete nicht. Der Flug unterblieb. Die Angabe stimmte also.

Als Jones, als Arbeitsloser, in das Farmerdorf kam, suchte er vorerst jedes Haus nach einer Pumpe ab. Es war sieben Uhr morgens. Die Sonne stand schon hoch. Von Tür zu Tür fragte er sich um Arbeit durch. Endlich, am Hause, das schon etwas abseits der Straße und dem Dorfe lag, entdeckte er die Wasserpumpe. Und diese Pumpe quietschte. Er trat in den Hof, auf die Tür zu.

„Ich suche Arbeit,“ sagte er.

„Hier gibt es keine,“ kam die Antwort des Mannes aus dem Fenster.

„Ich bin müde. Und Durst habe ich auch!“

„Gehen Sie, bevor der Bock kommt. Der Herr ist auf Fremde nicht gut zu sprechen.“

„Seit wann wird ein Mann, der um ein Glas Wasser bittet, in den Staaten abgewiesen?“

Es dauerte nicht lange, da erschien der Farmer wieder mit einem Becher. Dieser Becher war aus Aluminium und hatte keinen Henkel. Und der Brunnen quietschte und das Wasser schmeckte stark mineralhaltig.

„hm,“ sagte Jones, „sonderbares Wasser das, ist es nicht so?“

„Kümmert mich nichts! Und nun gute Reise!“

„Augenblick!“ sagte Jones. „Wann kommt der Bock?“

„Weiß nicht. Wenn er mich sieht, wie ich mich mit Ihnen vergnüge, dann setzt es etwas!“

„Nicht so schlimm, denke, er hat Arbeit für mich!“

„Was für Arbeit?“

„Wird sich wohl herausstellen!“ deutete Jones an.

Der andere warf einen Blick auf ihn.

„Wenn Sie mir nicht verraten, wo er ist, gehe ich!“

„In der Stadt!“ sagte der Farmer. Er deutete mit dem Kinn nach dem Dorf hinüber.

„Danke!“ sagte Jones, und ging um das Haus herum weiter.

Als er auf die Straße kam, traf er auf einige Polizisten. „Stimmt alles,“ sagte er, „wenn jetzt noch der Flieger kommt, dann kann es losgehen.“

Die Polizisten umstellten das einsame Haus. Aber niemand kam. Doch, genau um 9.45 erhob sich das feine Surren eines herankommenden Flugzeugs und nahm genau die Richtung über das einsame Farmerhaus hinweg. In diesem Augenblick trat auch ein Mann aus der Tür. Eben, als er im Begriff war, in das Auto zu steigen, standen die Polizisten um ihn herum.

„Baley,“ sagte Jones, „einen Augenblick. Wollen Sie uns das Lösegeld von Bret Foster herausgeben?“

Der Mann wartete einen Augenblick, als bestänne er sich. „Machen Sie keine Geschichten. Sehen Sie, dort oben, der Oklahomaflieger? Sie haben sich Ihren Standort schlecht gewählt!“

Baley wendete sich rasch dem Haus zu, er hatte den Arm wie zu einem Signal erhoben. Aber nichts geschah.

„Zu spät,“ sagte Jones, „meine Polizisten haben das Nest schon ausgehoben. Auch den Aluminiumbecher mitgenommen und sogar eine Flasche Ihres vorzüglichen Gesundheitswassers. Nur den quietschenden Brunnen müssen wir da lassen! Und nun come on, boy!“

Baley sagte kein Wort mehr. Er blickte nur mit einem grimmigen Lächeln auf den Himmel, wo ein flirrender Punkt, der Oklahomaflieger, gen Süden jagte . . .